

Bezugs-Preis für die halbjährliche Ausgabe...

Hallesche Zeitung.

Anzeige-Gebühren für die halbjährliche Ausgabe...

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Sonnabend 29. August 1896.

Berliner Bureau: Berlin SW, Bernburgerstraße 3

Die Armenierrevolte in Konstantinopel.

Die glücklicherweise ein rasches Ende genommen hat, stellt sich als ein ganz gemeinschaftliches Regimen einer Verbrechenreihe heraus...

Von maßgebender türkischer Seite wird folgende Darstellung der Urthurs verbreitet: Das revolutionäre Central-Komitee der Armenier in Konstantinopel hatte ein sehr weitreichendes Programm von Gewaltthatigkeiten und Aufstößen entworfen...

Die Köpfe der Rebellen wurden abgeschnitten und auf die Gasse geworfen. Die Verwundung und die Wuth, welche diese Schandthaten hervorriefen, benutzte die Thäter, um die Thüren des Konstantinopel zu schließen, und jetzt waren sie unaufhörlich Dynamitbomben auf die Straße und schossen auf die Vorübergehenden...

Bei der geringen Zusammenkunft der Vorkämpfer wurde vereinbart, der Wirth eine vollständige Besinnung zu überlassen, in welcher in erster Reihe auf den gefährlichen Charakter der jüngsten Ereignisse in Konstantinopel wird auf ihre Folgen aufmerksam gemacht...

und die Verfolgung Unschuldiger zu verhindern. Ferner wurde beschlossen, noch mündliche Vorstellungen im Wildis-Kloster zu machen. Diese Beschlüsse wurden Nachmittags ausgeführt...

London, 29. Sept. Das „Australische Bureau“ meldet aus Konstantinopel unter dem 27. d. M.: Als Sir Edgar Vincent und der russische Dolmetsch Marimoff sich gestern Abend im Palast des Sultans befanden, kam die Nachricht dorthin, daß die Besatzung der armenianischen Flotte festhalten den Armenier Willens seien...

Diese Bedingungen wurden angenommen, worauf die Armenier sich in später Nacht Sir Edgar Vincent und Marimoff in Gegenwart mehrerer Polizeikommissen ergaben. Sie wurden sofort an Bord von Sir Edgar Vincents' Nacht gebracht...

Die Engländer in Sanzibar.

Die Engländer sind durch ihr braves Vorgehen der Situation auf Sanzibar rasch Herr geworden. Die Nacht des Mittwoch's sah Kalid in Gefahr und Sir Edwin S. A. nach zum Sultan von England's Oberen ernannt worden...

Zunächst drängt sich nun die Frage auf, was England zur wünschenswerthen Stabilisirung der Verhältnisse thun wird. In London würde man ja an liebsten zur Einverleibung der Insel schreiten, dem stehen aber dieselben Verträge entgegen...

Danon sind auch wir überzeugt, England hat uns in Afrika nicht nur kein Engagement, sondern vielmehr höchlichst Uebelwollen liberal entgegengebracht, wo wir mit England zu rechnen hatten...

Die „Post“ schreibt: Daß Kalid sich in das deutsche Konsulat geflüchtet hat, wird bestätigt. Da wir auf Sanzibar das Recht der Extraterritorialität besitzen, kann die Remission nur auf Grund eines Auslieferungsgesetzes erfolgen...

Deutsches Reich.

Der Kaiser ritt gestern früh nach dem Tempelhofer Felde zur Befichtigung der zweiten Garde-Inf.-Brigade. Vom Tempelhofer Felde begab der Kaiser sich nach dem königlichen Schloße, wo nach Ertheilung einiger Aufträge...

Der Großherzog von Baden hat, der „Karlsruher Zeitung“ zufolge, eine große Anzahl von Ordensauszeichnungen an russische Würdenträger und Offiziere verliehen.

Der Reichsfinanzminister Fürst Hohenlohe trifft heute am 2. September in Breslau ein; der russische Minister des Aeußeren, Fürst Kobanow, wohnt in dem demselben Tage erwarteten. Auch der Staatssekretär des Aeußeren, Minister Frhr. von Marschall wird sich nach Breslau begeben.

Der Staatssekretär des Aeußeren Frhr. v. Marschall wurde am Donnerstag bekanntlich vom Kaiser zu längerem Vortrag empfangen. Der letzte Devisenverkehr zwischen dem einzelnen Mächten in Betreff der Urtheile im Orient, den die Neulandmächten und Ostländer verurtheilen, ist zu einem mächtigen Fascikel angewandten, stellt aber eine seltene Uebersichtsmittlung dar...

Finanzminister Miquel hat sich während seines Aufenthaltes in Harzburg wenig Mühe gekostet. Täglich kamen wichtige Schriftstücke aus dem Finanzministerium dort an, die seine persönliche Beschäftigung nöthig machten. Auch hat er hierauf schriftlich entgegengekommen. So sind eine Reihe Verfügungen über die Begütigung von Brandversicherer für eingelaagerten Brandwunden, welcher zum Schiffsprowant verwendet werden soll, über Feuersteuer und die Auslegung der zu dem neuen Gesetz erlassenen Ausführungsbestimmungen, ferner über die Interpretation verschiedener Positionen im Stempelartikel, ferner über einen großen Theil der neuergezeichneten Materie aus Harzburg datirt...

Katholikentag und Antrag Kanis. Es ist allseitig aufgefallen, daß der Katholikentag in Dortmund beschlossen hat, in den vom Abg. Herold vorgeschlagenen Resolutionen zur Agitation den auf den Antrag Kanis bezüglichen Passus zu streichen. Es hat von liberaler Seite wurde angegeben, daß die „Katholikentag“ hierin einen Erfolg erlitten können. Hierzu bemerkt die „Kreuzzeitung“:

Wir sind nun zwar nicht fanatisch genug, dem eine weitgehende Bedeutung beizulegen und es etwa als Anfang einer Schwächung der Centrumssituation zu betrachten. Aber es genügt uns immerhin, festzustellen, daß die Katholikentagbeschlüsse ein ausdrückliches Zeichen sind, über eine Frage abzustimmen, die von dem Centrumsmittelpunkt des Reichstages als Fraktionsfrage behandelt werden soll.

Der Regen der Handelsverträge? Zu dem neuesten Jahresbericht der Handels- und Gewerbestatistik zu Jütland findet sich folgendes Urtheil über die Handelsverträge, das an Schärfe nicht übertroffen werden kann und deshalb doppelt schwer wiegt, weil es aus einer industriereichen und durch ihren Freilinn bekannten Gegend stammt:

Manchem sei dem Abschlusse der Handelsverträge Deutschlands mit Dänemark, Belgien und Italien, sowie mit Ausland einige Bedenken verzeihen! — Ich treibe die Handelsverträge — nicht leicht fähiger über ihre Wirkung urtheilen. Es ist nun festzustellen, daß die Handelsverträge keinen nennenswerthen Nutzen für die Industrie des Kammerbezirks gebracht haben. Die Textil-Industrie ist bei den Vertragsverhandlungen und bedürftig geblieben und selbst die Maschinen-Industrie steht sich dem Zugeständnisse veranlaßt, daß sie keinen unmittelbaren Vortheil aus den Handelsverträgen gewonnen habe.

„Deutschland ein Industriestaat“, so lautet bekanntlich das A und O des wirtschaftlichen Glaubensbekenntnisses des Grafen Caprivi. Brechen für die Landwirtschaft nicht bald bessere Zeiten an, so kommen wir allerdings dem Caprivi'schen „Idealzustand“ mit Weichenritten näher. Dasselbe Regierungsprogramm, veröffentlichtes gegenwärtig eine vergleichende Berufsstatistik von 1892 und 1895, monoch von den Bewohnern des Großherzogthums 1892 nach 49,1 Proz., also nahezu die Hälfte, sich von der Landwirtschaft erwarnten, 1895 dagegen nur noch 42,5 Proz., während das Mengenmaterial der Industrie sich in demselben Zeitraum um etwa 4 Proz. vermehrt hat. Dabei ist Baden noch ein Land, in welchem die Noth der Landwirtschaft sich noch nicht so bemerklich macht, wie in Dänemark, denn es baut nicht vorwiegend schlecht bezahltes Getreide, sondern Handelsgewächse, wie Tabak, Hopfen und Wein, die immer noch eher ihren Mann stehen. Geht es so fort, dann sind wir vielleicht nicht im Stande, für die halbe Welt Maschinen zu liefern — aber gleichzeitig wird das Ausland unser Brodbröckchen.

Im Auftrage von vierzehnhundert deutschen Gläubiger Oricienlands hat der Ausschuß der Freien Vereinigung der Inhaber griechischer Werthpapiere ein Immediatgericht an den Kaiser gerichtet und um Hilfe für die geschädigten deutschen Gläubiger Oricienlands gebeten. Das









(Nachdruck verboten.)

Auf Grünweide.

42) Roman v. S. Palmé-Banfen. (Schluß.)

„Wenn Du Dich entschließen könntest, noch ein wenig zu zögern mit der Abreise, Tante,“ entgegnete Reimer; „zuvor diesem Hause ein anderes Gepräge geben wolltest, ich meine —“

„Was meinst Du?“ die hellen, heiteren Augen sahen den Neffen fest an.

„Ich meine, die alten Mobilien gefallen mir nicht mehr. Fändest Du es nicht hübsch, wenn wir das kleine Zimmer hier nebenan zu einem niedlichen, kleinen Boudoir einrichteten, so ungefähr — ja, wie es junge Frauen lieben, zum Lesen, Schreiben oder Ruhen?“

„Ich fände es allerliebste, Reimer.“

„Und — neue Dekorationen überall, und in meinem Zimmer — vielleicht ein Nähtischchen, mit Arbeitskorb und dergleichen darauf?“

„Reizend, Reimer!“

„Dann die Einrichtung eines Musikzimmers — der Speisesaal könnte sich dazu umändern lassen, — er hat eine besonders gute Akustik —“

„Ausgezeichnet! Das daranstoßende, kleine Zimmer genügt zum Speisen ja vollkommen für Euch!“

„Dann die Terrasse — eine Veranda müßte eigentlich darauf hinausführen — bei regnerischem Wetter —“

„Könntet ihr Schuß darauf finden — das Abendessen darauf einnehmen, wie im Freien sitzend —“

„Ihr? Ihr? von wem spricht Du eigentlich?“

Reimer rief es, wie aus tiefsten Gedanken auffahrend.

„Nun, von Dir und Deiner jungen Frau.“

„Tante!“

„Reimer!“

Der erregte Mann zog die Hände der kleinen Dame gegen seine Brust, ließ sie aber sogleich wieder sinken, denn selbigen Augenblickes öffnete sich die Thür und vom Kerzenlicht bestrahlt, zeigte sich ein junges, verlegenes Mädchen Gesicht. Es wollte sofort wieder in das Dunkel zurückweichen, hierzu ließ Sophie es jedoch nicht kommen.

„Möchtest Du hier den Theetisch abräumen, liebes Kind,“ sagte sie mit eigenem Lächeln, „inzwischen werde ich mir, gleich der Schwester, die aus Italien mitgebrachten Schätze ansehen.“

Somit verließ ich das Zimmer.

„Laß die häuslichen Verrichtungen,“ bat Reimer, nachdem er einen Augenblick schweigend auf die unsicheren Bewegungen der Mädchenhände geblickt, „wenn sich draußen die Tanten der mitgebrachten Geschenke freuen, laß uns dergleichen hier am Weihnachtstisch thun. Habe ich Dir zu danken für eine der hier ausgebreiteten Gaben?“

Marietta trat zaghaft heran.

„Nein,“ stammelte sie, „ich wußte nicht, — ich dachte, — ich sann genugam darüber nach, doch —“

Reimer schien eine verneinende Antwort keineswegs erwartet zu haben. Er küßte sich enttäuscht und mit der Verstimtheit, die solche Empfindung hervorruft, ergänzte er empfindlich:

„Doch fändest Du nicht eine, nicht die kleinste Gabe, die zu empfangen aus Deiner Hand ich werth gewesen wäre?“

„Nicht eine solche, die Deiner würdig gewesen wäre in meinem Sinne“, verbesserte sie, doch so leisen Tones, daß er die verstandenen Worte für eine verlegene, ausweichende Antwort

hielt. Da waren sie wieder, die hangen Zweifel, diese Frucht bitterster Erfahrungen, die ihn von dem Augenblicke an, da er zum Bewußtsein seiner Liebe gekommen, das klare Denken getrübt, jetzt nicht das Wort von der Lippe lösen wollten. — Die Erinnerung an jene unvergeßliche Stunde, da sie sich an seine Brust geworfen, an seine Seite geschmiegt, diese süße Erinnerung, die ihn mit so zuversichtlichem Hoffen erfüllt, verblaßte plötzlich, ersickte in dem argwöhnischen Gedanken, daß es eine Verwegenheit sei, zu glauben, dies junge Geschöpf könne ihn anders, als mit der Färtlichkeit eines Kindes lieben. — Er preßte die Hand um die kleine mitgebrachte Weihnachtsgabe, während sich die andere bebend auf den Tisch stürzte, als bedürfe er eines äußeren Haltens in dem verwirrenden Zustande des Augenblickes.

So stand er, der sonst so entschlossene Mann, hochathmend und finster blickend, vor dem jungen liebessüßenden Weibe, das sich nicht hineinreden konnte in das Jagen des an Herzens- und Lebenserfahrungen so viel reiferen Mannes. Der Vorwurf, so herb gesprochen und unverdient sie treffend, trieb ihr Thränen in die Augen. Mädchenhafte Schüchternheit kämpfte mit dem überströmenden Herzensgefühl. Nun richtete sie den seelenvollen Blick auf, und anfangs zaghaft und leise, dann aber mit hörbar innerer Wärme und zitternder Erregung sagte sie: „Sprich nicht so, Onkel Reimer, laß keinen Mißton hineinklingen in diese Stunde des Wiedersehens. Den! nicht ungerecht von mir. Jede Gabe, die ich Dir hätte geben können, schien mir zu gering, zu nichtig. Meinst Du nicht so, nun —“ sie trat an die mit Pflanzen gefüllte Stagere und brach mit bebender Hand eine purpurne Blume vom Zweig — „dann nimm diese Blume als solche; vielleicht kann sie es besser sagen, was Du in meinem Antlitze und Herzen nicht lesen kannst oder willst.“

„Nicht wage, Marietta! Verzeih' dem feigen Zweifler, der ein Kind ist in der Liebe Erfahrungen!“ Er rief es mit flammendem Noth im Angesicht, zog die schluchzende Mädchen- gestalt an sich, und mit scheuer Färtlichkeit ihre Lippen küßend, flüsterte er:

„Mein geliebtes Mädchen, ich kann es ja nicht fassen, daß Dein zartes, großes Herz mir freiwillig geben will, was ich kniebeugend durch diesen kleinen, goldenen Reif ersuchen wollte. Deine Blume, ich weiß es, nennt deutscher Volksmund „brennende Liebe“, bin ich es denn werth, ich, der alternde Mann, in dessen Haar sich Silberfäden spinnen, solche Gabe zu empfangen?“

Marietta bog ihr in Thränen lächelndes Antlitz zurück. „Schmähe nicht Dein liebes Haupt,“ sagte sie, indem sie schüchtern ihre sanfte Hand an seine Schläfe legte, „es ver- förpert mir Alles, was gut ist, edel und ideal —“

„Marietta, was sagst Du!“

„Daß ich stolz bin, doch im besten und höchsten Sinne!“ Mit über, halberhaltener Stimme fuhr sie fort: „Jene Blume aber, die lege zu den beiden anderen in Deinen Schreibtisch, sie bilden ja das ganze Wörterbuch meiner Liebe!“

„Du weißt, Marietta —?“

„Freue Dich dessen, ich hätte sonst nicht den Muth gehabt, Dich darin lesen zu lassen. Ja, lege diese dazu, doch nicht mit dem Namen der Wissenschaft, sondern mit dem Latein der Liebe, zur Erinnerung an den Liebesfrühling unseres Lebens. Die alte Canzone trog doch — Du hattest sie nicht verloren, nicht in die Winde gestreut!“

Ihre zärtliche Stimme drang in sein Inneres wie Sonnenschein, Erlösung, wie süße, fremdbartige Musik. Niemals im Leben hatte sein Herz die Wellen der Empfindungen in zerrinnende Arme getheilt, nun flutheten sie zusammen in dem einzigen Gefühl!

ber erwiderten Leidenschaft. Nach so langem Entgegenringen sanken endlich alle eingebildeten Schranken, und die Sprache der Geige, auf die Marietta so manche Nacht mit Entzücken gelauscht, fand diesen Abend in Wort und That die holdeste Uebersetzung.

Reimer hatte das junge, geliebte Wesen an seine Seite gezogen, die zarte Hand mit dem goldenen Ringe geschmückt, sein Auge strahlte von freudig stolzen Glücke, so weich, so jugendlich befangen, und doch so voll ernster Männlichkeit.

Es war eine seltsame Stunde, die still bewegte Weihnachtsstunde an der lichterhellen Tanne, welche den Glanz inneren Glückes in den jetzt klar ineinander blickenden Augen wieder spiegelt. Als dennoch einmal ein feuchter Schleier Marietta's Blicke verdunkelte, fragte Reimer bewegt: „Thränen, mein Lieb, Du weinst?“

„Weißt Du es denn nicht,“ antwortete sie, „daß Glück auch Thränen hat?“ und dann vereinigten sich ihre Hände und indem Beide an das Fenster traten, auf welches, mit Sternen ohne Zahl, der Winterhimmel niederglänzte, trafen ihre Seelen zusammen im stummen Dankgebet, hinaufgesandt, von dannen ihnen das Glück gekommen.

Die Lichter des Tannenbaums waren weit niedergebrannt, als die beiden alten Damen endlich wieder im Weihnachtszimmer erschienen.

Nicht eigentlich eine Ueberraschung, wohl aber die herzerfreuende, die beste Gabe des Abends wurde ihnen nun erst durch das neue Mitglied der Familie, der jungen, schönen Braut, von dem Neffen zugeführt. Beide sahen dadurch in nächster Zukunft die lang und stillgehegten Wünsche, je nach ihrer Art, verwirklicht. Sophiens hausmütterliche Natur lenkte gar bald das Gespräch auf realen Boden. Die Ueberfiedelung in's Klosterstift sollte erst dann ausgeführt werden, wenn das Herrenhaus eine, dem neuen Haushalt entsprechende Veränderung erfahren; unternommen, während das junge Ehepaar die Hochzeitsreise nach dem Süden, nach dem Vaterland der jungen Braut, angetreten.

„Und wann darf dies geschehen?“ fragte Reimer sich zu der Geliebten neigend, „laß uns nach Wochen rechnen, mein Lieblich.“

„Wann Du es wünschst, Onkel Reimer,“ antwortete sie, mit der ihr eigen gewordenen Demuth.

Er lächelte.

„Onkel Reimer?“ fragte er zurück. „Nicht so, mein Herz, mach's kürzer.“

Das lieblichste Roth überblühte ihre Wangen, als sie sagte:

„Reimer, wie Du es wünschst.“

Er zog sie an seine Brust. Reimer Hartmann hatte seine Jugend wiedergefunden.

## Kaiser Wilhelm und die Schlacht bei Cannae.

Die jüngste strategische Arbeit des deutschen Kaisers hat, wie bekannt, die berühmte Schlacht bei Cannae zum Gegenstande und wurde dem Generalstabschef der französischen Armee Boissodre in Folge einer früheren, bei Gelegenheit eines Besuches des Generals in Deutschland stattgehabten Besprechung zur Meinungsäußerung übersendet. Die französischen Taktiker sind, wie der „Figaro“ berichtet, bezüglich der Schlachtordnung Hannibals zu einer abweichenden Auffassung gelangt und adoptirten die Ansicht ihres Landmannes, des Militärchriftstellers Jean Charles Chevalier de Folard (1669—1759), wie sie derselbe in seinem „Abregé des commentaires sur l'histoire de Polybe“, Paris 1754, niedergelegt. Es handelt sich hierbei im Wesentlichen um das punische Centrum, das nach der Ansicht des Generals und seiner Mitberather bogenförmig aufgestellt war, während Kaiser Wilhelm eine gradlinige Aufstellung voraussetzt. Dieser Frage soll die folgende Untersuchung gelten. Die von Hannibal angebotene, von den Römern angenommene Entscheidungsschlacht bei Cannae (2. August 216 v. vor Christi) begann mit dem Ueberkreuzen des Hülfchens Aufidus von Seiten beider Heere, die nun am rechten Ufer Aufstellung nahmen. Die Schlachtlinie der Römer war die denkbar einfachste, herkömmlichste: das

Centrum, formirt im gewaltigen Viereck, wo die Hastati, Principes und Triarii die Glieder bildeten, befehligt vom Mithras Servilius, den rechten Flügel, an den Fluß geleitet, aus der römischen Kavallerie bestehend, führte Aemilius, den linken mit der bundesgenössischen Reiterei kommandirte Terentius Varro. Für Hannibal lag eine doppelte Schwierigkeit in der numerischen Minderzahl (sein Heer war mindestens ein Drittel schwächer), ferner in der Unmöglichkeit, der römischen Phalanx äquivalente Truppen entgegenstellen zu können; es wäre ihm denn gelungen, diese in ihrem Vorstoß fürchtbare Sturmkolonne in Unordnung zu bringen. Dies zu erreichen, beschloß er das Wagstück, sein eigenes Mitteltreffen durch verstellten Rückzug preiszugeben, um die römische Phalanx zwischen seine Flanken einzudrängen. Zu diesem Zwecke verborg er seine Kerntuppen, die auf römische Art bewaffneten libyschen Veteranen, hinter der Front und deckte sie durch eine Terrainspalte, wozu das hügelige Gelände ihm Gelegenheit bot. Die Annahme eines solchen Hinterhaltes muß bleiben, wenn auch ältere und neuere Schriftsteller auf die Grundlinie des Centrums setzen, in weld' letzterem Falle die Legionen der römischen Phalanx gerade auf sie losgegangen wären. Ins Mitteltreffen stellte Hannibal die unsicheren Cantonisten, die iberischen und keltischen Hülfsvölker, den linken Flügel bildete die vortreffliche Reiterei unter Hasdrubal, den rechten die numidischen Reiter Hannos. Letzterer war sehr exponirt und mußte bei der gegnerischen Uebermacht fürchten, hier überflügelt zu werden und seine Schlachtlinie von Osten nach Westen hin aufgerollt zu sehen. Es lag nun im Interesse des punischen Feldherrn, die Römer auf die Schwäche seines Centrums aufmerksam zu machen, und das konnte nur geschehen, wenn er das Mitteltreffen in gerader Linie aufstellte, wo dann die Feinde die Minderzahl sowohl als den Charakter der Truppen erkennen konnten. Diese gerade Linie (übereinstimmend mit Polybius: „postquam vero omnes per eandem directam lineam extendisset“), für welche Kaiser Wilhelm eintritt, wird von den Franzosen negirt, die eine Aufstellung in Halbmondform annehmen, obgleich hierdurch der entgegengesetzte Zweck angestrebt worden wäre, die Schwäche des Centrums zu verbergen, was aber nicht die Absicht des Feldherrn war. Worauf gründet sich diese Halbmond-Hypothese? Hierüber giebt auch ein deutscher Fürst und hervorragender Taktiker, Prinz Wilhelm Ludwig von Nassau (1560 bis 1620), Auskunft in dem im Jahre 1675 gedruckten äußerst seltenen Werke: „Annibal et Scipion ou les grands capitaines“, wo man den ersten Plan der Bataille gezeichnet findet. Aus demselben ist ersichtlich, daß Hannibal, sobald die Belites ausgeschwärmt und sich in die Intervalle zurückgezogen, weil die Phalanx der Römer langsam in Bewegung kam, sein Centrum vorrücken ließ, und zwar staffelförmig, daß die vier innersten Regimenter die Spitze bildeten. Es war dies kein neues Hülfsmittel, um den choc der Phalanx abzuweichen; es lag auch nichts daran, wenn die Römer die Absicht merkten, brachte es doch den Vortheil, daß sich die Phalanx zusammendrängte, mehr verdichtete und hierdurch unbehilflicher wurde. Diese vorgeschobenen Regimenter mochten dem Feinde von der Ferne aus in Form eines Halbmondes erscheinen („lunatum facies curvaturam“), woher die Ansicht von der ursprünglich bogenförmigen Aufstellung sicher herrührt. Die Römer begingen nun den Fehler, die beim ersten Anprall weichenden Kelten und Iberer zu verfolgen und sich in blindem Eifer zwischen die feillich zurückgehenden und stehenden Regimenter einzudrängen und zusammenzuballen, in der Meinung, die ganze Linie des karthagischen Heeres weiche zurück. Hannibal hatte vollkommen richtig vorausgesehen, bald verfolgte der Feind siegestrunken die flüchtende Mitte der Infanterie und bemerkte nicht, daß die Regimenter rechts und links langsam und geordnet zurückgingen; feilschob die Phalanx sich vor und kam über die gradlinige Ursprungsaufstellung hinaus. Es nahte der Augenblick, wo die karthagischen Kerntuppen des Hinterhaltes in fester Ordnung auf die gelösten Glieder der römischen Legionen einbrangen und die Umzingelung zur Thatsache machten, indem sie den weichenden Kelten Luft machten und dem Feinde sich rechts und links in die Flanken warfen. Noch versuchte mit wüthender Energie die Masse der Legionen und Italiker die Infanterie Hannibals zu durchbrechen und auseinander zu sprengen, da gab ihr die zurückkehrende Reiterei Hasdrubals den Todesstoß. Der linke Flügel der schweren karthagischen Reiterei hatte sich nämlich gleich bei Beginn mit schrecklichem Ansturm auf den Reiterflügel der Römer gemorfen und ihn mit nicht geahnter Schnelligkeit zerprengt, Hasdrubal, dieser antike Fieheld, jagte nun hinter der römischen Front gegen den linken Flügel der Feinde, wo die bundesgenössische Reiterei wacker gegen die Numidier stritt, doch

nun im Rücken angegriffen, mußte sie sich auch zur Flucht wenden, die ganze Menge der Leichtbewaffneten, nun der Kavallerie beraubt, konnte nur Schutz finden innerhalb der Legionsphalanx, und brachte diese noch mehr in Unordnung. Die schwere Reiterei, heute schon zweimal Sieger, überließ den Numidiern die Verfolgung der römischen Reiterei und warf sich im Rücken der eingekesselten Infanterie auf dieselbe; es begann ein schreckliches Morden. Fast der ganze römische Adel und die Ritterschaft starb den Tod für's Vaterland, und es gab keine Familie in Rom, die nicht einen Todten zu beklagen hatte. Die Schlacht bei Cannae wurde vielfach besprochen, ihre dunklen Punkte aber blieben. War es einem deutschen Fürsten beschieden, das erste aufklärende Wort hierüber zu sprechen, so ist es vielleicht wieder gelungen, auch den letzten Irrthum zu zerstreuen, der über die glänzendste Waffenthat des genialsten Feldherrn des Alterthums bisher geherrscht. (Wiener „Fr.-Bl.“)

## Die Berliner.

Von der Berlinerin ist nicht annähernd so viel gesungen und gesagt worden, wie von der Pariserin. Nur Theodor Fontane hat sie zur Heldin mehrerer seiner Novellen gemacht und Julius Stinde ihr in der Wilhelmine Buchholz ein Denkmal gesetzt. Das kommt vielleicht daher, weil die eigentliche Berlinerin gar nicht so leicht zu finden ist. Berlin, so hat ein geistvoller Franzose gesagt, ist keine Stadt, sondern ein Lager; und in diesem Lager leben Ostpreussinnen, Sächsinen, Rheinländerinnen in wenig getrübtter Stammesart nebeneinander. Nur eine von diesen Frauengruppen bildet die Berlinerin, die echte rechte.

Dennoch ist aus allen Anderen die Urberlinerin nicht schwer herauszuerkennen. Die „Helligkeit“ zeichnet sie immer aus. Sie hat einen scharfen Verstand und sieht das Leben praktisch und nüchtern an. Der Tropfen französisches Bluts, der von den Refugiés her in den Adern der Spreathener fließt, und die den praktischen Verstand besonders entwickelnde Atmosphäre des egoistischen Weltstadtlebens mühen zu gleichen Theilen die Ursachen dieser Charaktereigenthümlichkeit sein. Empfindelkeit ist der Berlinerin fremd. Sentiments und Poesie sieht sie wohl gern in den Romanen, für deren Lektüre sie ein Faible hat; aber Roman und Wirklichkeit sind für sie zwei ganz getrennte Kapitel, die sie nicht durcheinander gerathen läßt.

Nicht, als ob die Berlinerin ohne Empfindung wäre. Sie ist eine gute Gattin und Mutter, sie giebt gern und ist gutherzig. Aber sie hat gelernt, daß diese Welt eine Welt der Interessen ist, und nüchtern wittert sie in Allem, was sich anders drapirt, „Theater.“ Das Berliner Leben hat ihren Charakter sozusagen blank wie Stahl geschliffen.

Leider ist bei diesem Prozesse unzweifelhaft Manches verloren gegangen, was Frauen schmückt und an ihnen gern gesehen wird. Grazie und Anmuth können nicht zu den typischen Eigenschaften der Berlinerinnen gerechnet werden. Das Erbtheil der schönen Natur blieb ihnen im Allgemeinen verjagt. Sie fühlt sich leicht beobachtet und scheut sich daher, frisch und unbefangen sich zu geben, wird leicht überhastet und edig in ihren Bewegungen. Ich möchte sagen, für das Wesen der Berlinerin hat ihre Stimme etwas Charakteristisches. Nirgends findet man so viel Stimmen, die wie der rauhe Klang brüchiger Metalle tönen; und der Gegensatz zum netten Gewinnscher der Pariserinnen oder dem prächtigen Alt der Schwedinnen ist unerkennbar, es ist, als ob diese Stimme in dem Lärm der Riesengroßstadt etwas Heiseres bekommen hätte; sie hat etwas vom Arbeitsaal an sich und wirkt besonders bei älteren Frauen oft unangenehm.

Auch in der Kleidung kann man die Berlinerin nur bebingt loben. Reizend versteht sie die Sommertoilette. Das helle Waschsäckchen, eine flotte Blouse, ein blumengeschmückter Hut — das steht ihrer schlanken Figur, ihrem blonden, oft mit einem Stumpfnäschen gezierter Kopfe allerliebste, und lebensfroh blickenden dann die munteren Augen in die liebe Gotteswelt. Der Sommer ist überhaupt die Jahreszeit, in der sich die Berlinerin am vortheilhaftesten zeigt. Sie, das in enge Mauern eingeschlossene Sadtöchter, hat eine rührende Liebe zur Natur. Die Landparthie — das ist für sie das Höchste. In Berlin weiß sie über all' und jedes nicht genug zu raisonniren und zu kritisiren; in Wannsee oder Grünau ist sie mit Allen zufrieden; vergnügt wie ein Kind, dreht sie sich auf dem Karoussel, sucht Blumen, singt und tanzt. Und so ist es nur ein natürlicher Instinkt, daß sie bei der

Zusammenstellung ihrer Sommertoilette den glücklichsten Geschmack entwickelt: einfach und geschmackvoll kann hier als Regel bezeichnet werden.

Aber etwas ganz Anderes ist die Berlinerin an grande toilette. Da ist sie außer Stil. Sie ist keine Gesellschaftsdame, denn das eigentliche Berlin kennt kein Gesellschaftsleben. Erst das moderne Berlin W. beginnt etwas Derartiges auszubilden; das eigentliche alte Berlin ist aller Repräsentation fremd. Sie belastet sich die Berlinerin, wenn sie große Toilette machen will, nur zu oft mit Allen, was gut und theuer ist, mit Sammet und Seide, mit Schmuck und Spitzen, und dann rauscht sie stolz daher, fühlt sich selbst unbequem und ist auch den Anderen keine Freude. Dabei verrathen immer Kleinigkeiten, daß ihr „dies Staatskleid nicht so gemächlich sitzt“. Die Handschuhe verrathen sehr oft, daß sie die Bekanntheit mit der von ihnen geschützten Damenhand erst kürzlich geschlossen haben und mit ihr noch nicht recht vertraut geworden sind, und fast immer verräth die unzierliche und unsignirte Chaussure die geringe Neigung, eine elegante Dame des Salons vorzustellen.

Denn um es kurz zu sagen: während Berlin sich in rapider Entfaltung zur Weltstadt entwickelt hat, ist der Berlinerin ein gesundes Stück Kleinbürgerthum geblieben. Sie hat sich von Haus und Herd nicht losreißen lassen. Sie steht noch heute mit in der Küche und feilscht in den Markthallen. Berlin bedeutet für sie immer nur einen gewissen Bezirk, das moderne Riesenthier ist ihr eigentlich fremd. Wohnt sie in der Ritterstraße, so lebt sie eben im Ritterstraßenviertel, hier findet sie ihre meisten Bedürfnisse, Bekanntschaften und Vergnügungen, und die „Gärten“ oder der Thiergarten sind ihr eben nur Ausflüge. Auch ihre Lebenshaltung hat etwas Kleinbürgerliches behalten. Sie ist sparsam, lebt bescheiden, hat ihre „gute Stube“ mit Staubüberzügen und giebt Alles in Allem das Bild einer guten, ehrsamem Bürgersfrau.

Am reizendsten erscheint die Berlinerin unseres Erachtens im Backfischalter. Dies Alter mit seiner wunderlichen Mischung von Gravität und Kindlichkeit, von vorwärtiger Neugier und scharfer Zurückhaltung ist für die Berlinerin wie geschaffen. Ihr heller Verstand, ihre Fähigkeit, den Nagel mit einem glücklichen Wort auf den Kopf zu treffen, ihre Selbstbenugstheiligkeit — all' das äußert sich hier von einer leichten Hülle jungfräulicher Schamhaftigkeit, mädchenhafter Unschuld gemildert. Der Berliner Backfisch läßt sich nichts bieten, er ist manchmal sogar dreist, aber er ist doch im Grunde ein ungemein liebenswürdiges, vertrauensvolles, lebhaftes Geschöpf.

Dann kommt das harte Leben und streift viel von diesem Schmelz ab. Aber die Berlinerin tritt diesem Leben muthig entgegen. Denn das muß man ihr nachsagen: tapfer ist sie. Sie füllt ihren Platz wacker aus und läßt sich nicht unterkriegen. Ob man die sorgenvolle Arbeiterfrau betrachtet, die Mittags zum Arbeitsplatz dem Manne das Essen bringt und immer ein freundliches Wort und einen treuen Blick für ihn übrig hat, oder die Beamtenfrau, die bei jedem Pfennig ängstlich sparen muß, aber Sonntags doch mit glücklichen Lächeln auf Mann und Kinder blickt, oder die Putzmacherin, die sechs Tage lang wahre Frohnarbeit verrichtet, um am siebenten übermüthig und lebenslustig wie ein Kind „auszusteigen“: — immer wird man vor diesen tapferen Frauen, vor dieser zähen, aushaltenden Kraft Respekt bekommen. Und so hat sich denn auch die Berlinerin in den letzten Jahrzehnten ungeheure Gebiete der Arbeit neu erkämpft. Man findet sie in allen Sorten von Kaufläden und Fabriken, an der Schreibmaschine und am Hauptbuch, am Eisenbahnfischalter und am Telephon — überall fleißige, geduldige, willige Arbeiterinnen. Von der sogenannten Frauenbewegung, die hier in Berlin agitirt, will sie im Allgemeinen nicht viel wissen — da ist ihr schon zu viel „Theater“ dabei — aber die eigene Gestaltung des Lebens, den veränderten, modernen Verhältnissen entsprechend, hat sie muthig und unbeugsam selbst in die Hand genommen.

So thut man sehr unrecht, wenn man sich die Berlinerin als ein leichtsinniges, leichtlebendes Großstadtpflänzchen vorstellt. Freilich — neben der arbeitenden Berlinerin steht die genießende. Das sind zwei ganz besondere Welten. Bei der genießenden Berlinerin sind die eigentlichen Charakterzüge der Berliner Frau verwischt und verändert. Ist die Berlinerin erst ein Mal dem gefunden Erdreiche ihres bürgerlichen oder sogar kleinbürgerlichen Lebens entrisen, dann verliert sie nur zu leicht allen Halt. Dann nimmt sie wohl wirkliche Eleganz und wirklichen Chic an — man sieht jetzt in Berlin sehr viel weibliche Eleganz —, aber sie wird auch verschwendberisch und grobkunstsüchtig. Nur ihr kritischer

Verstand bleibt ihr treu, zeigt ihr das Leben, wie es ist, und bringt sie durch seine Ehrlichkeit dazu, in geräuschvollen Vergnügungen sich zu betäuben. Dies genießende Berlin ist aus nannigfachen Elementen zusammengesetzt; die Frau der Finanz-  
 aristokratie steht hier neben der, die aus der Konfektionsbranche hervorgegangen ist, und hier giebt es Frauenschicksale, die die Erfindungen aller Romane übertreffen: Frauen, die aus dem dunkelsten Dunkel auftauchen, in unerhörtem Glanze und Reichthum leben, die Augen auf sich richten und schließlich — verborgen — gestorben . . .

### Eine merkwürdige Zahl.

In einem verschollenen, heute kaum noch aufzutreibenden englischen Büchlein Short cuts in arithmetic and curios calculation wird der „Romanwelt“ zufolge eine ganz merkwürdige Zahl erwähnt, gewissermaßen eine Phönixzahl, denn wie der wunderbare Vogel Phönix aus der Asche immer wieder ersteht, so kommt diese Zahl aus allen Multiplikationsoperationen, die man mit ihr vornimmt, immer wieder zum Vorschein. Diese Zahl lautet:

526 315 789 473 684 210.

Man multipliziere sie mit 2 und man erhält:

1 052 631 578 947 368 420.

Die letzte 10 der ursprünglichen Zahl hat sich nur nach vorn gestellt. Man multipliziere mit 3, und man erhält die Zahl wieder, nur in anderer Gruppierung, es folgt hinter der kleinen Gruppe 15 die große Ziffergruppe 789 473 684 210 und dann die Gruppe 5263. Zum Schluß selbstverständlich noch eine Null. Mit 5 multipliziert, erhält man die ganze Zahl wieder, nur steht die erste 5 als letzte Ziffer. Mit irgend einer anderen Ziffer multipliziert, z. B. mit 7, bekommt man erst die Gruppe 3 684 210, dann die Gruppe 52 631 578 947 mit der Null zum Schluß.

Dasselbe Resultat bei der Multiplikation mit zweistelligen Zahlen. Z. B. mit 24: nach einer 1 folgt die Zahl

26 315 789 473 684 210

und dann noch eine 4 und eine 0 und die aus der Gruppe herausfallende 1 und 4 ergeben in der Addition die zur vollständigen Zahl noch fehlende 5. Auch bei der Multiplikation mit drei- und mehrstelligen Zahlen kehrt die geheimnißvolle Zahl immer wieder, und zwar so, daß die kleine Zahlengruppe, die an der vollständigen ursprünglichen Zahl etwa fehlt, sich durch Addition der von dieser abweichenden Zahlengruppen ergibt. Z. B. wenn man die Zahl mit 9753 multipliziert, erhält man die ursprüngliche Zahl in der großen Gruppe 213 789 473 684 210; vor dieser steht dann noch die Zahl 513 und hinter ihr die Zahl 013; die Addition dieser beiden 513+013 ergibt aber die zur vollständigen Zahl noch fehlende Gruppe 526. Multipliziert man mit der umgekehrten Zahl 3579, so tritt die letzte Eigenthümlichkeit noch auffälliger hervor. Man erhält als Resultat erst eine zunächst ganz unmotiviert erscheinende 188, dann die beiden großen Gruppen 3 684 210 und 52 631 578 aus der ursprünglichen Zahlenreihe, zum Schluß wieder eine völlig unmotiviert erscheinende Zahl, nämlich 758, und die selbstverständliche Ende null. Man addire aber die 188 zur 758, und man erhält die dritte, zur vollständigen ursprünglichen Zahlenreihe noch fehlende Gruppe 947. Vielleicht finden die Mathematiker unter unseren Lesern die Formel für das in dieser Phönixzahl wirksame geheimnißvolle arithmetische Gesetz. — Uebrigens hat die Ziffer noch weitere Eigenthümlichkeiten. Wenn man von der aus 9 Ziffern bestehenden ersten Hälfte der achtzehnstelligen Zahl die zweite Hälfte abzieht, so erhält man als Resultat wieder die erste Hälfte; und umgekehrt erhält man die zweite Hälfte als Resultat der Subtraktion der ersten von der zweiten. Zählt man aber die erste mit der zweiten Hälfte zusammen, so giebt's lauter Neunen, eine Zahl, die aus 9 Neunen besteht. Wenn man die Zahl umkehrt, sodas die Schlussnull voran und die Anfangsnull an der letzten Stelle steht, und man zählt diese umgekehrte Zahl zu der ursprünglichen zu, so erhält man eine Zahl, deren zweite Hälfte mit einer einzigen kleinen Abweichung (die sich aber wieder in eine bestimmte Beziehung bringen läßt) das genaue Spiegelbild der ersten Hälfte ist, und auch diese beiden Hälften addirt liefern lauter Neunen. Auch sonst spielt die Neune eine Rolle bei der merkwürdigen Zahl: wenn man die

achtzehn Ziffern, aus denen sie besteht, zusammenzählt, erhält man die Zahl 81, das ist  $9 \times 9$ . Wir haben noch die Zahl mit sich selbst multipliziert und erhielten eine sechsunddreißigtellige Zahl, die mit der ursprünglichen gar nichts gemein zu haben schien. Denn sie lautete:

277 008 310 249 307 478 670 360 110 803 324 100.

Als wir sie aber in ihre beiden Hälften abtheilten und diese addirten, erschien als Summe wieder die geheimnißvolle Reihe, nur daß voran die Gruppe 9 473 684 210 stand und dann erst die andere Gruppe 52 631 578 folgte. Also auch bei dieser umfangreichen Operation erwies sie sich als Phönixzahl.

### Allerlei.

Die Sucht Simon Blads, auf die bewundernde Nachwelt zu kommen, hat ihn nicht nur Berlin mit einem Legat bedenken lassen, er hat auch der guten Stadt Riffingen ruhmbegehrig eine Summe — man spricht von 30 000 Mark — vermacht, unter der Bedingung, daß ihm auf dem Riffinger Friedhof eine „entsprechende“ Denktafel gesetzt werde. Das sonst durchaus nicht judenfeindliche „Würzburger Journal“, dem wir diese Mitteilung verdanken, scheint von der Zuwendung nicht gerade entzückt zu sein. Doch schreibt es entschuldigend, Simon Blad habe in Riffingen zwar viel verkehrt, aber der dortige Bürgermeister, der auch mit 6000 Mark bedacht sei, habe von dem „Privatschmelnen“ des großmüthigen Spenders sicher nichts gewußt. Ob Riffingen, nachdem es sich von dem Charakter des freigebigen Herrn hat unterrichten können, die Erbschaft angetreten hat, darüber verlautet nichts. Da die Reichshauptstadt aber mit so gutem Beispiel vorurtheilslos vorangegangen ist, ist es nicht unmöglich. Jedenfalls würde, wie in Berlin der ganze ausgebaute Simon, so in Riffingen seine „entsprechende“ Denktafel zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt gehören.

Ein falscher Bar. In Carcassonne (Frankreich) lief dieser Tage ein vollständig nackter Jüngling zum Bahnhof und rief den Beamten zu, daß er der Bar sei, der die angekündigte Reise um die Welt mache. Dann frigelte er auf eine Schreibtisch angelegte Konzeptionen und Ordensverleihungen. Man brachte den Vermirten in's Irrenhaus; er wird nicht der Einzige sein, dem der Barbesuch in Frankreich den Kopf verdreht hat.

### Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Der Untergang des Kanonenbootes „Titas“ läßt den Gedanken an die Geheimnisse, welche der Meeresgrund birgt, nicht zur Ruhe kommen. Und doch bleiben es selten Geheimnisse — die Taucherkunst ist so vorgeschritten, daß man die Unglücksstellen, wenn sie nicht gar zu tief sind, bequem absuchen kann, um zusehen, ob der Schaden nicht durch Hebung des Schiffes wenigstens in einer Richtung hin etwas vermindert werden kann — die Menschenleben, die das Meer verschlungen hat, kann ja der beste und geschickteste Taucher nicht wiederbringen. Was aber so ein Taucher zu leisten vermag, das finden wir im Heft 3 der auf allen Gebieten so gut versiteten Familienzeitschrift „Für Alle Welt“ (Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Preis des Vierteljahrsheftes 40 Pfg.) in einem reich illustrierten Artikel aus sachverständiger Feder eingehend beschrieben. Dasselbe Heft bringt auch noch neben den beiden hochspannenden Romanen „Rose Viktoria“ von Hanna Brandensfels und „Die Bacchantin“ von Oskar Walther, neben Novelletten und Humoresken, eine Abhandlung über Andrée's Nordpolfahrt mit den Portraits von Andrée, Strindberg und Ekholm, eine Besprechung der neuesten deutschen Erfindungen, einen illustrierten Artikel über unsere kleinsten Süßwasserfische und viele kleinere Aufsätze aus den verschiedensten Gebieten. In Bezug auf den Bilder Schmuck sieht dieses Heft geradezu unerreicht da. Den beiden viel farbigen Aquarellfacimiledrucken „Waldbrand“ von Robert Ahmus und „Straße in Kairo“ von Max Rabes reihen sich Reproduktionen der Gemälde „Eins-zwei-drei!“ von Saltini, „Tillas Sinzua in Magdeburg“ von E. Klein, „Im Sommer“ von A. Mehle, „Schiffbrüchig“ von . . . . . „Im Kurgarten von Baden-Baden“ von Friedrich Stahl, „Auf Tod und Leben“ von A. Stamer, „Im Kampf mit dem Löwen“ von W. Kühnert, „Tempelmuß in Alt-Egypten“ von A. Galbet und noch viele andere Illustrationen mehr an. Der Inhalt ist so vielseitig und reichhaltig, daß so ein einziges Heft von „Für Alle Welt“ seinen Lesern ein Schatz von Belehrung und Unterhaltung ist.